

Anmerkungen zu Leid. Sterben und Tod aus der Sicht eines Militärseelsorgers

FRANZ FAHRNER

Wenngleich sich das Selbstverständnis des Soldaten in der europäischen Union innerhalb der letzten Jahre gewandelt hat - er mehr und mehr zum „miles protector“ geworden ist, der Präventions-, Interventions- und Ordnungsfunktionen zu erfüllen hat, während Abschreckungs- und Kampfaufgaben an die zweite Stelle rücken (G. Däniker) - bleibt dennoch seine Konfrontation mit den unmittelbaren Auswirkungen von Gewalt, sei es im Hinblick auf Zerstörungen oder mehr noch im Hinblick auf Verwundung, Leid, Sterben und Tod unverändert. Gerade bei internationalen Einsätzen erlebt er ja hautnah, was in letzter Konsequenz zum Alltag seines Berufstandes gehört.

Aber auch dort, wo der Soldat „Schutz und Hilfe“ leistet, ist unmittelbar mit der Bedrohung des menschlichen Lebens zu rechnen bzw. sind die Folgen der Zerstörung bis hin zur Vernichtung der menschlichen Existenz für andere und sich selbst präsent.

Die breite Fächerung vielfältiger Traumatisierungen nach unterschiedlichsten militärischen Einsätzen beschäftigt die verantwortlichen Kommandanten und Psychologen bereits längste Zeit und verweist so unabdingbar auf die Notwendigkeit, sich jenen Fragen zu stellen, die mit dem Soldatenberuf unweigerlich verknüpft sind. Wenn es aber um die Frage nach dem Sinn angesichts von Verwundung, Leid, Sterben und Tod geht - so befinden wir uns ebenso wie bei der Frage nach dem Sinn von „Schicksal“ und „Schuld“ bzw. dem „Bösen“ vor einer innerweltlich nicht mehr hinreichend zu beantwortenden Frage. Jede Antwort muss hier zu kurz greifen. Wie gerne und leicht der Mensch sein „Heil“ und die Lösung seiner Probleme dabei in einem doktrinären Gedankengebäude oder in der flachen Abspannung auf eine Ideologie (oder Aberglauben) sucht, ist leicht beobachtbar und ein untrüglicher Beweis für die Sinngrenzen, die mit dem Hinweis auf bloße Notwendigkeit des faktisch Gegebenen nicht zu schließen sind. Meistens bleiben mehr Fragen offen als beantwortet werden können. Trotz aller aner kennenswerten Bemühungen der Psychologie bei der Bewältigung traumatisierender Erlebnisse (durch oder nach Erfahrung der Hilflosigkeit) wage ich die Behauptung, dass sie keine Lösung des Problems, sondern höchstens die Anerkennung des Problems als solches als Endresultat ihrer Bemühungen erzielen kann.

Immanuel Kant hat deutlich herausgearbeitet, dass selbst bei noch so hoher moralischer Selbstbestimmung die Aporien von Schicksal, Schuld und Tod bleiben. So sehr sich der Mensch mühte gewissenhaft zu handeln und auf die Frage „Was soll ich tun?“ mit seiner gesamten Existenz antwortete - er blieb vor einer ausweglosen Mauer. Hier bleibt nur mehr die Frage „Was darf ich hoffen?“, die Kant dem Bereich der Religion zuordnet.

In meiner Tätigkeit als Militärseelsorger bin ich mit Leiden, Sterben und Tod gottlob nur im Einzelfall konfrontiert, sodass mir jede Erfahrung katastrophenähnlichen Ausmaßes fehlt. Natürlich habe ich mit anderen Seelsorgern und Mitarbeitern bei entsprechenden militärischen Übungen ein derartiges Szenario entwickelt und durchgespielt, wobei ich zur Überzeugung gelangt bin, dass entsprechende Vorkehrungen nützlich

sind - in mir ist aber noch mehr die Hoffnung bestärkt worden, dass im Realfall der Mensch Kräfte zu mobilisieren vermag, die ihn für kurze Zeit weit über die normale Leistungsfähigkeit hinausheben. Meine Erfahrungen beschränken sich auf einen überschaubaren Rahmen, wobei in der „Soldatenwelt“ primär mit dem plötzlichen und unerwarteten Todesfall zu rechnen ist. Die häufigste Todesursache ist dabei der Unfall bzw. in weit geringerem Ausmaß der Selbstmord.

Das besondere Augenmerk gilt dabei den unmittelbar beteiligten Augenzeugen (sei es etwa nach einem Verkehrsunfall mit einem gepanzerten Fahrzeug im Rahmen einer militärischen Übung, sei es bei einem mit der Schusswaffe durchgeführten Selbstmord in der Kaserne, bei dem die diensthabenden Chargen Ohren- und dann auch Augenzeugen des Geschehens wurden).

Die nächste Priorität gilt den Angehörigen der Toten. Zu den schwersten Aufgaben zähle ich deren Verständigung und Benachrichtigung über das unwiderrufliche Geschehen. Meine schwersten Wege sind jene, ungefähr ein halbes Dutzend an Zahl gewesen, wo es galt den Angehörigen mitzuteilen, dass ihr Ehepartner, ihr Kind, der Vater, etc. nicht mehr lebt. Gerade diese schweren Stunden haben mich auch oftmals das Schweigen und gemeinsame Ausharren gelehrt, das in solchen Situationen angebrachter erscheint als das vorschnelle Beantworten von Fragen. Auf die Frage nach dem Sinn des Todes gibt es keine schnelle Antwort - auch nicht für den Glaubenden!

Dennoch gilt es, nach entsprechender Zeit weiterzufragen: Das II. Vatikanische Konzil hat in der „Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute“ trefflich analysiert: „Angesichts des Todes wird das Rätsel des menschlichen Daseins am größten. Der Mensch erfährt nicht nur den Schmerz und den fortschreitenden Abbau des Leibes, sondern auch, ja noch mehr, die Furcht vor dem immerwährenden Erlöschen.“

Der Tod macht uns nicht nur die Einmaligkeit jeglicher geschichtlicher Existenz, die Endgültigkeit der absoluten Trennung bewusst - der Tod des geliebten Menschen reißt uns selbst ein mehr als nur gutes Stück in die Todeserfahrung hinein - am Tod des Nächsten beginnen auch wir zu sterben.

Ob dieser Ausweglosigkeit - die uns angesichts des Todes geliebter Menschen bewusst wird oder von uns im Unterbewussten Besitz ergreift ... müsste der Mensch eigentlich verzweifeln. Was bleibt da noch? Was dürfen wir da noch hoffen? Von Søren Kierkegaard stammt die Definition, dass der Gegensatz zur Verzweiflung der Glaube ist. In seiner Schrift „Die Krankheit zum Tode“ machte er darauf aufmerksam, dass die Verzweiflung als Krankheit aufgefasst werden muss; das Heilmittel aber ist der Glaube. In der Tat habe ich die Erfahrung gemacht, dass nach allen Phasen der Trauer (Aggression, Depression, etc. ...) nur dort mehr als eine bloße Integration des Geschehens gegeben war (neben den vielfältigsten Formen der Verdrängung oder der mehr oder weniger geglückten Kompensation), wo - ohne es jetzt spezifisch christlich interpretieren zu wollen - ein Durchbruch zu einer Form des Glaubens bzw. der „Überantwortung an Gott“ feststellbar war.

Christlich verstanden fasst Kierkegaard den Tod und alles, was irdisches und zeitliches Leid heißt (Not, Krankheit, Elend, Drangsal, Widerwärtigkeiten, Pein, Seelenqualen, Sorge etc.) als nicht der Verzweiflung anheimgegeben, sondern dem Glauben zu unterwerfen zusammen:

„Christlich verstanden ist der Tod keineswegs das Letzte von allem, sondern auch er ist nur eine kleine Begebenheit innerhalb eines allumfassenden ewigen Lebens.“ Christlich verstanden ist für ihn im Tod unendliche Hoffnung.

An diesen Glauben sich vorsichtig heranzutasten, dazu ist der Seelsorger in diesen schweren Stunden aufgerufen.

Gerade hier möchte ich wieder ansetzen, wenn es um den Beitrag der Militärseelsorge und die Aufgaben des Militärpfarrers geht, wenn er mit dem Unausweichlichen konfrontiert wird.

In einem ersten Schritt ist einfach die Nähe eines Menschen von größter Bedeutung. Das gemeinsame Aushalten der Erschütterung, die Stille und das Wartenkönnen sind von eminenter Bedeutung. Zunächst müssen wir Schweigende und damit Hörende sein. Vorsichtig und behutsam gilt es in weiterer Folge zu sondieren. Eine direkte Ablehnung habe ich dabei als Priester niemals erfahren. Selbst dort, wo keine oder eine andere religiöse Überzeugung vorlag, achtete und schätzte man die bloße Anwesenheit des Seelsorgers. Nach dieser ersten Phase scheint mir ein Prozess wichtig zu sein, der aus Sicht eines Katholiken in drei Schritten abläuft:

1. Das Geschehene ins Wort zu fassen versuchen und Fragen zulassen, auch wenn sie nicht beantwortet werden können.
2. Ritualisierung aller Begleitumstände der Todeserfahrung bzw. Erfahrung mit der unausweichlichen Konsequenz - und Erschließung einer Sakramentalisierung (die bereits die Deutung aus dem Glauben inkludiert).
3. Weitere Deuteversuche aus dem Glauben und deren Integration in die weitergehende Lebensgestaltung.

Von besonderer Bedeutung ist dabei das Gebet. Laut Umfragen gibt es fast keinen Menschen, der nicht betet und viele tun dies auch unbewusst, wenn sie in ihrem Ringen und Hadern gleichsam „vor Gott“ hintreten. Auf diese Situation trifft ein Wort Tertullians zu: „Zwar hat es nicht die Macht, die Schmerzen wegzunehmen, doch es gibt den Duldenden und Leidenden die Kraft zum Ertragen ... es tröstet, glättet Wogen, richtet Gefallene auf, hebt Gestürzte; es will nichts anderes, als die Seelen der Verstorbenen vom Weg des Todes zurückrufen.“

Sei es das vorformulierte oder das freie Beten, in jeglicher Weise ist es angesichts der Leides- und Todeserfahrung Ausdruck des Schmerzes „vor Gott“ und Hinwendung zu dem, der allein die Toten zu neuem Leben zu rufen vermag.

Alle sakramentalen Formen der Totenliturgie sind somit Gebet und Hinwendung zu Gott, der sich seinerseits sichtbar (und sakramental sinnlich wahrnehmbar) den Trauernden in Liebe zuwendet.

Wo es gelingt dies glauben zu können, ist die Trennwand der unaufgelösten Fragestellung als von Gott her aufgebrochen erfahrbar. So ist es Gott selbst, der zu neuem Leben ruft, sowohl die Toten als auch die trauernden Hinterbliebenen, die auf ihn hoffen und ihm trauen, weil Gott es ist, der allein letzte Hoffnung zu schenken vermag.

Auf diesem Weg zum Glauben will jeder Seelsorger angesichts von Leiden, Sterben und Tod Wegbegleiter sein.